

■ EVA MARIA GAJEK

## Reichtum und Reiche in der Bundesrepublik der 1960er Jahre

### Eine Dialektik von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit

Über Reiche und ihren Umgang mit dem Reichtum kreisen viele Geschichten: Friedrich Flick soll in seiner »30-Zimmer-Villa [...] bei Düsseldorf unbeirrbar eine 50-Pfennig-Zigarre« geraucht haben.<sup>1</sup> Der Geldbörsen-Hersteller Jakob Müller wollte seinen 6-Liter-Daimler angeblich nur im Dunkeln benutzen.<sup>2</sup> Und August Thyssen habe an seinem Mahagoni-Schreibtisch nicht gestempelte Briefmarken abgelöst.<sup>3</sup> Solche Erzählungen lassen sich als biografische Anekdoten lesen, als Geschichten von individueller Sparsamkeit. Auffällig ist aber: Die Legenden ähneln sich in großer Zahl bei Menschen der höheren Einkommensklasse – und das insbesondere, wenn es sich um *deutsche* Reiche im 20. Jahrhundert handelt.

Die Zusammenschau solch einzelner Anekdoten legt somit eine national sehr spezifische Zuschreibung an die Gruppe der »Reichen« offen. Für den deutschen Fall konzentriert sie sich in einer Dialektik von Zeigen und Verbergen, von sichtbarem und unsichtbarem Reichtum. So kommt auch der *Spiegel* in zwei Titelgeschichten 1966 und 2012 trotz der zeitlichen Differenz von fast 50 Jahren symptomatisch zur selben Pointe: Die »deutschen Reichen« besäßen ein ambivalentes, geradezu schamhaft anmutendes Verhältnis zu ihrem Vermögen.<sup>4</sup>

Auch die neuere Reichtumsforschung diskutiert, ob unterschiedliche »Reichtumskulturen«<sup>5</sup> existieren und inwieweit die Legitimation von Reichtum national sehr spezifisch ausgehandelt wird. Gefragt wird allerdings dabei nur selten, wie sich solche nationalen Charakteristika im Sprechen über Reichtum historisch herausbilden und festigen. Dies liegt nicht zuletzt in einem fehlenden Wissen über die Sozialfigur des »Reichen« im Generellen begründet. Es fehlt an Studien, die nicht nur Wege zum Reichtum in den Blick nehmen, sondern vielmehr über eine längere Zeitspanne untersuchen, *wie* mit Reichtum und Reichen gesellschaftlich umgegangen wurde.<sup>6</sup>

1 Und sein Mittagessen soll nur 1,10 Mark gekostet haben. Norbert Frei/Ralf Ahrens/Jörg Osterloh/Tim Schanetzky, Flick. Der Konzern, die Familie, die Macht, München 2009, S. 708.

2 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, Der Spiegel, Nr. 37, 5.9.1966, S. 49–68, hier S. 49.

3 Diese soll er aber angeblich dem Empfänger wieder zurückgegeben haben: Carl-Friedrich Baumann, August Thyssen. Ein Bürger Mülheims, in: Horst A. Wessel (Hg.), Thyssen und Co. Mülheim a. d. Ruhr. Die Geschichte einer Familie und ihrer Unternehmung, Stuttgart 1991, S. 179–201, hier S. 186.

4 Die Reichen in Deutschland, Der Spiegel, Nr. 37, 5.9.1966 bis Nr. 42, 10.10.1966; Deutschland, deine Reichen, Der Spiegel, Nr. 9, 27.2.2012 bis Nr. 12, 19.3.2012.

5 Vgl. zu dem Begriff: Alexander Ebner/Jens Becker, Reichtumskulturen: Eine wirtschaftssoziologische Perspektive, 2011, [http://wirtsoz-dgs.mpifg.de/dokumente/Ebner\\_Reichtum.pdf](http://wirtsoz-dgs.mpifg.de/dokumente/Ebner_Reichtum.pdf) (letzter Zugriff 17.10.2016).

6 Dies strebt die Autorin in ihrem Habilitationsprojekt »Das obere 1 %. Eine Geschichte des Reichtums in Deutschland 1900–1970« an. An den Untersuchungszeitraum schließt sich das Dissertationsprojekt »Reichtum in der Bundesrepublik Deutschland: Wahrnehmung und politische Umgangs-

Der vorliegende Beitrag möchte dies für das deutsche Beispiel exemplarisch leisten und sich in einer Art Stichprobe auf die Bundesrepublik der 1960er Jahre konzentrieren. Das Spannungsverhältnis zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Reichtum soll dabei auf zwei verschiedenen Ebenen in den Blick geraten: Zum einen ist es das Ziel, Narrativen von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit nachzugehen, sie damit als wichtigen Teil der Wahrnehmungs- und Inszenierungsgeschichte von Reichtum zu verstehen und sie somit zu historisieren. Zum anderen aber dient das Begriffspaar als methodischer Zugriff, um zu fragen, inwieweit die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit den Untersuchungsgegenstand selbst charakterisiert. Mit welchen Problemen ist eine Untersuchung von Reichtum konfrontiert? Eine Auseinandersetzung mit dieser Frage soll insbesondere in den einleitenden methodischen Überlegungen zur Diskrepanz des Sozialphänomens erfolgen, bevor ein Überblick über die statistische, politische und gesellschaftliche Wahrnehmung des obersten Prozents der bundesrepublikanischen Gesellschaft gegeben wird. Hier wird vor allem das Sprechen über Reichtum im Zentrum stehen. Dabei ist davon auszugehen, dass an solchen Beobachtungen nicht nur Gerechtigkeitsvorstellungen ablesbar werden, sondern dass sie gleichfalls soziale Realitäten herstellen können und Gesellschaften damit zwangsläufig verändern.<sup>7</sup>

Die Analyse von zwei großen Titelgeschichten der auflagenstarken Magazine *Stern* und *Spiegel* aus der Mitte des Jahrzehnts soll diese Gedanken weiterführen. Es ist das Ziel, exemplarisch zu zeigen, mit welchen Begriffen das Spannungsverhältnis zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Reichen in den 1960er Jahren in der Medienöffentlichkeit diskutiert wurde. Gleichzeitig wird davon ausgegangen, dass solch ein Sprechen »die Reichen« als eine soziale Gruppe herstellte. Denn die Reichen als soziale Gruppe eint – abseits von ihrem Geld – auf den ersten Blick recht wenig. Die unterschiedlichen Typen von Reichen, sei es ein Unternehmer, Sportler oder Medienmogul, existieren nebeneinander, sie müssen nicht zusammenarbeiten, haben selten gemeinsame Interessenverbände und doch wurden und werden sie von unterschiedlichen Akteuren als eine Gruppe in der sozialen Ordnung wahrgenommen und bleiben damit eine wirkungsmächtige soziale Konstante.

Die Konzentration auf die 1960er Jahre verspricht dreierlei: Erstens scheint es besonders aufschlussreich, die Diskussionen um die deutschen Reichen nicht nur in Krisenzeiten zu untersuchen. Gerade ein Blick auf eine Phase allgemeiner Prosperität ermöglicht es, Erkenntnisse über verschwiegene Vorstellungen von Reichtum, seine Legitimationsvorstellungen sowie Sprach- und Zeigbarkeitsregeln in der Nachkriegszeit zu liefern. Zweitens waren die 1960er Jahre auch eine Zeit, in der sich die »bundesrepublikanischen Reichen« einigen Herausforderungen stellen mussten – insbesondere politisch. Die Bundesregierung begann besonders seit Mitte der 1960er Jahre, und explizit seit der ersten kleinen Wirtschaftskrise 1966/67, ihre Finanz-, Steuer- und Sozialpolitik zu überdenken. Der Fiskus leitete schließlich erste Schritte für eine höhere Vermögenssteuer ein, was die Reichen und ihr Vermögen allmählich in den Fokus der Öffentlichkeit rückte. Auch wenn wissenschaftliche Studien betont haben, dass diese Rezession eher als »Delle« in einer Periode des fortgesetzten Wachstums zu verstehen ist, wirkten die Berichte über die

formen in den 1970er und 1980er Jahren« von Anne Kurr an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg an. An dieser Stelle möchte ich Anne Kurr für die anregenden Diskussionen und Gespräche über die Frage, wie Reichtum historisch zu erforschen ist, recht herzlich danken.

7 Gleiches formuliert Lutz Raphael für die Selbstbeobachtungen von Gesellschaften: Lutz Raphael, Ordnungsmuster und Selbstbeschreibungen europäischer Gesellschaften im 20. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert, Köln u. a. 2012, S. 9–20, hier S. 18.

»kriselnde Wirtschaft« auf die breite Öffentlichkeit »schockartig« und belebten die Frage nach sozialer Gerechtigkeit.<sup>8</sup> Deswegen bildete sich drittens parallel zum neuen politischen Handlungsbedarf ab Mitte der 1960er Jahre eine zunehmend kritische Debatte um die Legitimität von Reichtum in der Öffentlichkeit heraus, die sich von dem Davor und Danach in ihrer Intensität deutlich unterschied. Die politischen Diskussionen lenkten nicht nur die Medienberichterstattung über Reiche. Verschiedene gesellschaftliche Akteure wie Kirchen, Wissenschaft, Intellektuelle und Gewerkschaften trieben sie voran, stellten die mit der Währungsreform suggerierten gleichen Startbedingungen in Frage und diskutierten Alternativvorschläge einer gerechteren Umverteilung von Reichtum.<sup>9</sup> Die Frage nach der Legitimität von Reichtum wurde folglich im größeren Kontext von Fragen zur sozialen Ungleichheit neu diskutiert.

Primär geht es in dem Beitrag also um eine Wahrnehmungsgeschichte von Reichtum. Reichtum wird in diesem Sinne als ein Relationsbegriff verstanden, dem keine feste Messbarkeit zugrunde liegt.<sup>10</sup> Im historischen Verlauf zeigten sich im öffentlichen und auch im privaten Reden auffällig variable Grenzen, was Reichtum eigentlich sei, und diese konnten sich von denen, die Statistik und Politik aufstellten, erheblich unterscheiden. In einer repräsentativen Umfrage des Bielefelder Emnid-Institutes für Meinungsforschung Anfang der 1960er Jahre meinte beispielsweise ein Drittel der Befragten, um reich zu sein, brauche man nicht einmal eine halbe Million DM.<sup>11</sup> In einer ähnlichen Umfrage fünf Jahre zuvor hatte sogar nur jeder vierte eine Million DM und mehr für nötig gehalten, um als reich zu gelten.<sup>12</sup> Diese Beispiele bekräftigen die Notwendigkeit, die gesellschaftlichen Konstruktionsprozesse von Reichtum und die unterschiedlichen Sprechenden stärker in den Blick zu nehmen. Gehen wir von verschiedenen »Reichtumskulturen« aus, unterliegt Reichtum zudem nicht nur zeitgenössischen, sondern auch nationalen Wahrnehmungen und Kräfteverhältnissen und ist in verschiedene (auch lokale) Repräsentations- und Legitimitätsformen eingebunden.<sup>13</sup>

## 1. Reichtum und die Sichtbarkeit des Unsichtbaren. Methodische Annäherungen

Georg Simmel und auch Thorstein Veblen haben Anfang des 20. Jahrhunderts betont, dass Reichtum ein soziales Demonstrationsphänomen sei. Die Vermögenden würden in ritueller Weise ihren Reichtum ausstellen, um sich damit von der übrigen Gesellschaft abzugrenzen.<sup>14</sup>

8 Hans Günter Hockerts, Rahmenbedingungen: Das Profil der Reformära, in: ders. (Hg.), Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland, Bd. 5, Köln 2006, S. 1–156, hier S. 4f.

9 Vgl. beispielsweise: Evangelische Kirche Deutschlands, Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung. Eine Denkschrift, Hamburg 1962.

10 Reinhard Kreckel, Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit, Frankfurt a.M. 2004, S. 13; Ernst-Ulrich Huster, Neuer Reichtum, alte Armut, Düsseldorf 1993, S. 48.

11 Ahnung von Reichtum, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.11.1964, S. 5.

12 Ebd.

13 Jens Becker, Reichtum in den USA und in Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 64 (2014) 15, S. 30–36. Siehe zum lokalen Resonanzraum: Lu Seegers, Mediale Repräsentationen Hamburger Unternehmer in der »alten« Bundesrepublik, in: Eva Maria Gajek/Christoph Lorke (Hg.), Soziale Ungleichheit im Visier. Wahrnehmung und Deutung von Armut und Reichtum seit 1945, Frankfurt a.M. 2016, S. 33–56, hier S. 36.

14 Georg Simmel, Philosophie des Geldes, Gesamtausgabe Bd. 6, Frankfurt a.M. 1989 (1923); Thorstein Veblen, Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, München 2007 (engl. Original: 1899).

Denken wir an die visuelle Präsenz der Reichen im städtischen Raum, wird diese Annahme bekräftigt: Villenviertel, Museen, die ihre Namen tragen, oder Orte, die für ihren Luxus- und Freizeitkonsum bestimmt sind, machen »die Reichen« zu einer unübersehbaren Sozialfigur. Fast kausal erscheint damit Folgendes: Trotz der für Deutschland spezifischen Zurückhaltung geht mit dem Besitz von Reichtum das Streben einher, ihn sichtbar zu machen. Gleichzeitig sagt das demonstrative und ostentative Ausleben von Luxus jedoch nicht zwangsläufig etwas über »tatsächlichen Reichtum« aus.<sup>15</sup> Reichtum ist damit ein Sozialphänomen, dem eine gewisse Intransparenz immanent ist – was gleichzeitig die starke Faszinationskraft begründet und die gesellschaftliche Forderung auslöst, Wissen über Reiche einzuklagen.<sup>16</sup>

Im 20. Jahrhundert spielten hierbei Massenmedien eine zentrale Rolle. Sie waren und sind wichtige *opinion leader*, die die sozialen Vorstellungswelten von Reichtum in der Öffentlichkeit aushandelten.<sup>17</sup> Der Wunsch, Reiche zu kategorisieren, aufzulisten und auch miteinander zu vergleichen, findet sich in den Medienberichten des 20. Jahrhunderts genauso wieder wie Artikel über ihre Praktiken und Lebensgewohnheiten. Massenmedien, so Martina Heßler, wollten im Verlauf des 20. Jahrhunderts gerade das sichtbar machen, was sich dem Auge des Rezipienten entzog.<sup>18</sup> Demnach hatten Journalisten und Journalistinnen zunehmend das Ziel, dem Publikum gerade jene Einblicke in die zwar lokal sichtbaren, aber hinter Mauern und Hecken versteckten Villen zu geben.

Heßler gibt gleichzeitig zu bedenken, dass Formen der Sichtbarkeit nie einfach »gegeben« seien, sondern stets in einem Zusammenhang von Wissen und Macht produziert werden.<sup>19</sup> Es ist davon auszugehen, dass ein erheblicher Unterschied darin besteht, ob wir von Sehen, Gesehen-werden oder Zu-sehen-geben sprechen.<sup>20</sup> Die Darstellung von privatem Reichtum in der Öffentlichkeit ist also nicht immer mit Enthüllung gleichzusetzen, sondern auch als Repräsentation zu verstehen, die die Reichen in manchen Fällen sehr bewusst steuern konnten. Die Einblicke in die Villen, um bei unserem Beispiel zu bleiben, konnten beispielsweise gezielt gegeben, andere wiederum auch ganz bewusst verwehrt werden. Bei einer Untersuchung medialer Repräsentationen von Reichtum muss also stets gefragt werden, *wie* sich die zeitgenössischen Bedingungen der Sichtbarkeit von Reichtum in der Summe darstellen lassen und inwieweit diese im Zusammenhang mit einer Selbstinszenierung der Reichen standen.<sup>21</sup>

15 Vielmehr werden zu dieser Sichtbarkeit von Reichtum weitere habituelle, aber unsichtbare Codes zur Distinktion innerhalb der Gruppe genutzt. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a. M. 1987, S. 104f.

16 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1966, S. 25.

17 Eva Maria Gajek/Christoph Lorke, (An)ordnungen des Sozialen. »Armut« und »Reichtum« in Konstruktion und Imagination seit 1945, in: dies., *Soziale Ungleichheit*, S. 7–29.

18 Martina Heßler, *Der Imperativ der Sichtbarmachung. Zur Bildgeschichte des Unsichtbaren*, in: Matthias Bruhn (Hg.), *Bilder ohne Betrachter (Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik; 4, 2)*, Berlin 2006, S. 69–79, hier S. 69. Siehe auch: dies., *Die Konstruktion visueller Selbstverständlichkeiten. Überlegungen zu einer Visual History der Wissenschaft und Technik*, in: Gerhard Paul (Hg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 76–96, hier S. 78.

19 Heßler, *Der Imperativ*, S. 78.

20 Johanna Schaffer, *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuelle Struktur der Anerkennung*, Bielefeld 2008, S. 12.

21 *Zur Bedingung von Sichtbarkeit: Teresa De Lauretis, Alice Doesn't. Feminism, Semiotics, Cinema*, London 1984, S. 8f.

So ist nicht auszuschließen, dass auch die eingangs zitierten Anekdoten über Flick, Müller und Thyssen von ihnen selbst erzählt bzw. gezielt in Umlauf gebracht wurden. Reiche, so die daraus folgende Hypothese, hatten und haben anders als ihre Antipoden – die Armen – einen nicht unwesentlichen Einfluss auf ihr eigenes öffentliches Bild und wirkten auf den damit im Zusammenhang stehenden Umgang mit Reichtum neben anderen Akteuren ein.

Solche methodisch-theoretischen Perspektiven korrespondieren mit den Ergebnissen der soziologischen Vermögensforschung, die auf die Macht der Reichen im Wissen und Reden über sie bereits verwiesen hat.<sup>22</sup> Reiche saßen an den zentralen Schaltstellen und hätten großen Einfluss auf ihre Sicht- und Unsichtbarkeit und damit über die kursierenden Wissensbestände. Auch wenn die Faktoren Macht und Einfluss in ihrer Gewichtung einer historischen Überprüfung bedürfen, deuten diese Zuschreibungen doch an, wie das Sprechen über Reichtum nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Wissenschaft durch Figuren der (Un-)Sichtbarkeit geprägt ist. Die Reichen werden darin als »terra incognita«<sup>23</sup>, als »scheues Wild«<sup>24</sup>, als »undurchsichtiges Feld«<sup>25</sup> beschrieben – als Untersuchungsgegenstand sei ihrer kaum Herr zu werden.

Kennzeichnend für den Umgang mit und das Sprechen über Reichtum ist also eine Dialektik. Auf der einen Seite existiert trotz der starken Sichtbarkeit von Luxus die Beschwörung einer Intransparenz von Reichtum in Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Auf der anderen Seite begleitet diese Festlegung ein unentwegtes Bemühen verschiedenster Akteure, Vermögen immer wieder zu vermessen – was nicht selten mit der Proklamation eines »neuen« Tabubruchs einhergeht. Der unsichtbaren Sozialfigur mit Zahlen, Daten und Fakten beizukommen, kann als eine zentrale zeit- und genreübergreifende Technik der Sichtbarmachung von Reichtum verstanden werden.

## 2. Die unsichtbaren Reichen? Verhandeltes Wissen über Reiche in der Bundesrepublik der 1960er Jahre

Die »bundesrepublikanischen Reichen« waren in der Sozialstatistik nach 1945 bis Mitte der 1960er Jahre größtenteils unsichtbar. Nachdem aus dem Statistischen Amt des Vereinigten Wirtschaftsgebietes nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 das Statistische Bundesamt hervorging, erhob dieses zunächst allein Gemeinde- und Länderfinanzen, ab 1950 dann zudem in unregelmäßigen Abständen die Lohnsteuer und ab 1957 die Vermögenssteuer.<sup>26</sup> Doch erst zu Beginn der 1960er Jahre wurden Einkommens- und Verbraucherstichproben systematischer durchgeführt. Mit dem Steuerstatistischen Gesetz vom 6. Dezember 1966 und im Zuge der finanziellen Konsolidierung unter der Großen

22 Beispielhaft die Beiträge in: Thomas Druyen/Wolfgang Lauterbach/Matthias Grundmann (Hg.), Reichtum und Vermögen. Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Reichtums- und Vermögensforschung, Wiesbaden 2009; sowie Thomas Druyen, Goldkinder. Die Welt des Vermögens, Hamburg 2007.

23 William D. Rubinstein, Introduction, in: ders. (Hg.), Wealth and the Wealthy in the Modern World, London 1980, S. 9–45, hier S. 9f.

24 Ernst-Ulrich Huster, Soziale Polarisierung – Wieviel Abstand zwischen Arm und Reich verträgt die Gesellschaft?, in: Herbert Schui/Eckart Spoo (Hg.), Geld ist genug da. Reichtum in Deutschland, Heilbronn 1996, S. 17.

25 Thomas Druyen, Entstehung und Verbreitung von Vermögenskultur und Vermögensethik, in: ders./Lauterbach/Grundmann, Reichtum und Vermögen, S. 29–41, hier S. 30f.

26 Statistisches Bundesamt (Hg.), Bevölkerung und Wirtschaft 1872–1972, Stuttgart 1972, S. 226.

Koalition erfolgte schließlich sogar eine statistische Erhebung der Lohn-, Einkommens- und Körperschaftssteuer im Drei-Jahresturnus.<sup>27</sup> Die Erbschaftssteuer führte das Amt seit 1953 wieder auf, unterbrach dies jedoch mit dem Jahreswechsel 1962/63 vorübergehend bis 1966; bis 1978 wurden die Zählungen dann erneut alle sechs Jahre durchgeführt.<sup>28</sup> Hieran zeigt sich, wie stark die »Reichtumsstatistik« vom Steuerrecht bestimmt wurde. Aufgabe des Statistischen Bundesamtes war es nämlich besonders seit Mitte der 1960er Jahre, wie das Amt selbst formulierte, »die Wirkungen dieser Regelungen auf die betroffenen Gruppen von Steuerpflichtigen sichtbar« zu machen.<sup>29</sup>

Die Verbesserung der Statistik muss deswegen erstens im Zusammenhang mit der Ausdehnung von Staatsaufgaben durch die Große Koalition und zweitens im Kontext finanzieller Sanierungsbemühungen gelesen werden. Auf Basis der erhobenen Zahlen und Analysen konnte erst eine konkrete Vermögens- und Steuerpolitik ausgerichtet werden. Die Große Koalition, die nach einem Streit zwischen den vormaligen Regierungsparteien CDU/CSU und FDP über eine gerechte Steuerpolitik nach dem Regierungsbruch gebildet worden war, wollte schließlich neue Akzente innerhalb der Vermögenspolitik setzen. Der Wille, die zahlreichen steuer- und finanzpolitischen Gesetze auf den Weg zu bringen, muss jedoch als Reaktion auf die bereits Anfang der 1950er Jahre parteiübergreifend formulierte Kritik über die ungleiche Vermögensneubildung seit der Währungsreform verstanden werden. Dieser neue politische Handlungsdruck machte letztendlich deutlich, dass Wissen über die vermögende Schicht in der Bundesrepublik der 1960er Jahre kaum existierte. Der sozialdemokratische Abgeordnete und parlamentarische Staatssekretär von Bundeswirtschaftsminister Karl Schiller (SPD), Philip Rosenthal, beklagte »die Schwierigkeit, eine Vermögenspolitik zugunsten der Arbeitnehmer zu betreiben, solange man die vielen Schleier, die über die Verteilung des Reichtums gebreitet seien, nicht lüften« dürfe.<sup>30</sup>

Zudem waren Zahlen über die deutschen Vermögensverhältnisse immer auch aussagekräftig für die Frage der Steuergerechtigkeit und deswegen politisch von ausgesprochen hoher Brisanz, zumal Wahlkämpfe in den 1960er Jahren stark von wirtschaftspolitischen Themen bestimmt wurden.<sup>31</sup> Deswegen erklärt sich die anfängliche Zurückhaltung bei der Erhebung der Finanzen und Steuern nicht allein mit Blick auf organisatorische Startschwierigkeiten des Amtes nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine Vermutung des *Spiegel* war seinerseits sogar, dass die CDU aus politischen Gründen in den ersten Nachkriegsjahren keine Bilanz der Vermögensentwicklung erstellen lassen.<sup>32</sup> Die Suggestion gleicher Startbedingungen nach dem Zweiten Weltkrieg hätten Zahlen, Fakten und statistische Datenanalysen, so die Annahme,

27 Egon Hölder/Manfred Ehling, Zur Entwicklung der amtlichen Statistik in Deutschland, in: Wolfram Fischer/Andreas Kunz (Hg.), Grundlagen der Historischen Statistik von Deutschland. Quellen, Methoden, Forschungsziele, Darmstadt 1991, S. 15–31, hier S. 26. Auch über die Berufszählungen waren nur mit Mühe standardisierte Daten zur sozialen Schichtung zu bekommen, das betont auch: Rüdiger Hohls, Quellen zur Erwerbsstatistik Deutschlands im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 315–350, hier S. 330.

28 Statistisches Bundesamt, Bevölkerung, S. 227.

29 Ebd., S. 74.

30 Jungfernrede von Philip Rosenthal, in: Berichte und Informationen 25 (1970) 1267, S. 37f.

31 Alexander Nützenadel, Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974, Göttingen 2005, S. 264f.

32 Paradies der Reichen, Der Spiegel, Nr. 31, 28.7.1969, S. 38–51, hier S. 39. Darauf verweist auch Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 5: 1949–1990, München 2008, S. 119.

frühzeitig ins Wanken gebracht. Ab Mitte der 1960er Jahre entwickelten sich aber die Steuer- und die Vermögenspolitik zu einem »Modethema in wirtschafts- und sozialpolitisch interessierten Kreisen«, zu dessen Diskussion genau solche Zahlen und Fakten benötigt wurden.<sup>33</sup>

Zögerliche Versuche, solch eine Zahlenbasis zu liefern, gab es aber bereits vereinzelt vor 1966: 1963 setzte der Deutsche Bundestag einen Sachverständigenrat ein, der auch die Fragen der »Bildung und Verteilung von Einkommen und Vermögen« untersuchen sollte. Doch die gewünschten »sichtbaren« Fakten über die deutsche Oberschicht lieferten die Experten kaum. Das lag vor allem daran, dass die Bundesregierung selbst ihre eigene Verordnung untergrub, indem sie ihren Beratern wichtige Informationen für eine solche Studie verweigerte. Beispielsweise lehnten das Finanzministerium und dann auch der Bundesrat 1967 den Antrag des Sachverständigenrats ab, das Vermögen der Veranlagten anonymisiert in der Einkommensteuererklärung einsehen zu können.<sup>34</sup> Die Begründung, die Kosten seien zu hoch, überzeugte die Mitglieder des Beirats und insbesondere den damaligen Chef des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften, Heinz Markmann, nicht. Wie bereits der *Spiegel* vermutete er, dass die Bundesregierung unter Führung der Unionsparteien und der SPD immer noch Angst habe, den »deutschen Reichtum« in Zahlen und damit die monetäre Schieflage für die Öffentlichkeit sichtbar zu machen.<sup>35</sup> Trotzdem zeigte der Bericht des Beirats, dass von einer ausgeglichenen Vermögensverteilung in der Bundesrepublik kaum gesprochen werden konnte.<sup>36</sup>

Zu ähnlichen Ergebnissen kamen zwei weitere wissenschaftliche Studien: 1964 legte der Nationalökonom Carl Föhl eine erste Wohlstands-Analyse vor, die zu dem Schluss kam, dass der weitaus größte Teil des neugeschaffenen Volksvermögens denen zufalle, die bereits Vermögen besäßen.<sup>37</sup> Fast zeitgleich hatte im April 1963 das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung den Bonner Ökonomieprofessor Wilhelm Krelle beauftragt, eine Studie über die »wirtschaftlichen Möglichkeiten und Auswirkungen der überbetrieblichen Ertragsbeteiligung zur Vermögensbildung der Arbeitnehmer« zu erarbeiten.<sup>38</sup>

Krelle legte dann schließlich 1968, also während der Regierung der ersten Großen Koalition, einen Bericht vor, der umfangreicher als geplant war und zudem einen zusätzlichen vierten Teil beinhaltete, der sich mit der Schätzung der Entwicklung der Vermögensstruktur in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigte. Dieser, so Krelle, gehe zwar über den For-

33 Yorck Dietrich, Vermögenspolitik, in: Michael Ruck/Marcel Boldorf (Hg.), Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 4: 1957–1966, Baden-Baden 2007, S. 797–817, hier S. 797.

34 Deutscher Bundesrat, Bericht über die 310. Sitzung, 2.6.1967, Bonn, Drucksache 43/67, S. 106f.

35 Heinz Markmann, Arbeitsmarktpolitik und Sozialplanung, in: Friedrich Lenz/Carl Föhl/Claus Köhler (Hg.), Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftsgestaltung. Festschrift für Bruno Gleitze zum 65. Geburtstag, Berlin 1968, S. 225–239, hier S. 234f.

36 Alexander Nützenadel, Wissenschaftliche Politikberatung in der Bundesrepublik. Die Gründung des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung 1963, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 89 (2002) 3, S. 288–306.

37 Carl Föhl, Kreislaufanalytische Untersuchung der Vermögensbildung in der Bundesrepublik und der Beeinflussbarkeit ihrer Verteilung, Tübingen 1964.

38 Wilhelm Krelle/Johann Schunck/Jürgen Siebke, Überbetriebliche Ertragsbeteiligung der Arbeitnehmer. Mit einer Untersuchung über die Vermögensstruktur der Bundesrepublik Deutschland. Als Forschungsauftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, 2 Bde., Tübingen 1968. Siehe auch: Wilhelm Krelle/Ralf Pauly, Wirkungen staatlicher Maßnahmen auf die Einkommensverteilung, abgeschätzt mit Hilfe eines Prognosesystems für die Bundesrepublik Deutschland, Anhang, Bonn 1976.

schungsauftrag des Ministeriums hinaus, sei aber für eine wissenschaftliche Argumentation und Empfehlung unerlässlich.<sup>39</sup> Genau dieser vierte Teil erzielte ein erhebliches öffentliches Interesse, denn hier kam Krelle zu dem Schluss, dass die winzige Minderheit von 1,7 Prozent aller Haushalte über 74 Prozent des Produktivvermögens und 35 Prozent des Gesamtvermögens in der Bundesrepublik verfügte. Er machte mit diesen Zahlen deutlich, dass die Bundesrepublik keineswegs, wie noch in den 1950er Jahren postuliert, eine sozial offene Gesellschaft darstellte. Wilhelm Krelle gab in öffentlichen Statements sehr deutlich zu bedenken, dass die Eigentumsverhältnisse der Bundesrepublik »verbesserungsbedürftig« seien.<sup>40</sup> Er warnte davor, die »aus der agrarisch-feudalen Ordnung überkommene gesellschaftliche Gliederung in der Bundesrepublik zu konservieren«, und modifizierte damit indirekt die von dem Soziologen Helmut Schelsky aufgestellte These, in der Bundesrepublik habe sich eine »nivellierte Mittelstandsgesellschaft«<sup>41</sup> herausgebildet. Hatte Schelsky das Erhardsche Credo »Wohlstand für alle« mit dem wissenschaftlichen Postulat hoher sozialer Mobilität unterfüttert, versah Krelle dieses nun 15 Jahre später durch seine Zahlenerhebung mit einem Fragezeichen.<sup>42</sup>

Solche neuen Informationen und Zahlen griffen die Massenmedien gern auf, popularisierten und diskutierten sie massenwirksam. 1969 fragte der *Spiegel* auf seinem Titelblatt: »Wohlstand für alle?«<sup>43</sup> Die von Krelle ermittelte Zahl von 1,7 Prozent visualisierte der *Spiegel* schließlich durch drei kaum erkennbare männliche Figuren mit Anzug, Krawatte, Hut, Zigarre und Zeitung, die aus einer Masse an Menschen herausragten. Die abstrakte Größenangabe der bundesrepublikanischen Reichen wurde damit offensichtlich der deutschen männlichen Unternehmerschaft zugerechnet, die sie *pars pro toto* für die soziale Schicht setzten. Auch in der dazugehörigen Titelgeschichte im Innenteil, »Paradies für Reiche«, betrachtete das Nachrichtenmagazin die Oberschicht als eine entindividualisierte Gruppe – eine abstrakte Größe, die schwierig zu fassen war.<sup>44</sup>

Statt individueller Porträts lieferte das Nachrichtenmagazin Zahlenangaben und -spiele zu den Reichen, die den Beweis für die existierende soziale Ungleichheit unterfüttern sollten. So erfuhren der Leser und die Leserin, dass 1966 insgesamt 15.247 Bundesbürger ein Vermögen mit mehr als einer Million DM versteuern mussten. Allein Westdeutschlands 34 reichste Männer bezögen aus ihrem Besitz Jahreseinkommen von jeweils mehr als zehn Millionen DM. Der *Spiegel* schrieb sich in dieser Titelgeschichte deutlich die Rolle des Enthüllers auf die Fahnen und kommentierte, dass die neuen Zahlenanalysen endlich »das Schleiernetz, das die Kluft zwischen arm und reich überdeckte«, löchrig gemacht habe.<sup>45</sup> Doch die Löcher, so die Quintessenz des Nachrichtenmagazins, würden freilich nur partielle Einblicke ermög-

39 Krelle/Schunck/Siebke, Überbetriebliche Ertragsbeteiligung der Arbeitnehmer, Bd. 1, S. V.

40 An die Töpfe. Vermögensbildung, Der Spiegel, Nr. 20, 13.5.1968, S. 34.

41 Schelsky entwarf die Theorie bereits 1953, brachte sie Mitte der 1960er Jahre jedoch noch einmal auf den Punkt: Helmut Schelsky, Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, in: ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf 1965, S. 331–336.

42 Schon zuvor hatte sich ein Kreis an Kritikern gebildet, hierunter sind beispielsweise Ralph Dahrendorf und Leo Kofler zu nennen. Ralph Dahrendorf, Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft, Stuttgart 1957.

43 Wohlstand für alle? Vermögensverteilung in Deutschland, Der Spiegel, Nr. 31, 28.7.1969, Titelblatt. 1963 hatte der *Spiegel* den Ausdruck von Erhard noch mit einem Ausrufezeichen abgedruckt: Vgl. Wohlstand für alle!, Der Spiegel, Nr. 42, 14.10.1963, S. 25.

44 Paradies für Reiche, Der Spiegel, Nr. 31, 28.7.1969, S. 38–51.

45 Ebd.

lichen. Der Schleier über dem »bundesrepublikanischen Reichtum« besäße weiterhin ein sehr festes, gar resistentes und lichtundurchlässiges Material: Das obere 1 Prozent blieb eine abstrakte Zahl.

Das Streben, der unsichtbaren Sozialfigur des Reichen zu mehr Sichtbarkeit zu verhelfen, bestimmte zunehmend den Zeitgeist der 1960er Jahre. Gerade für die Mitte der Dekade lässt sich resümierend von einer Zäsur in der öffentlichen Thematisierung von Reichtum sprechen, die zeitgleich mit den ersten Rissen im Wirtschaftswunder und nicht zuletzt mit dem gesellschaftlichen Wandel einsetze. Beispielhaft lassen sich hier die Diskussionen um den Aufsatz des Schriftstellers Rolf Hochhuth »Der Klassenkampf ist nicht zu Ende«<sup>46</sup> anführen, der Ludwig Erhard und sein Konzept der »formierten Gesellschaft« explizit angriff. Dabei belegen die Streitigkeiten allerdings nicht nur die wechselnde Stimmungslage zur Person Erhard,<sup>47</sup> sondern auch die zunehmend gespannte Stimmung Mitte der 1960er Jahre in Bezug auf Fragen der sozialen Ungleichheit.<sup>48</sup> Diese wachsende kritische Einstellung mag Ende der 1960er Jahre schließlich dazu geführt haben, dass die Reichen in der »Nach-68-Gesellschaft ihren Wohlstand nicht mehr zeigen wollten.«<sup>49</sup> »Die Linken sind Schuld. [...] Die Leute, die sich früher gern in den Zeitungen sahen, vermeiden dies heute, so weit es geht«, so formulierte es zumindest Hannes Obermaier in seiner Kolumne.<sup>50</sup>

Neben Schriftstellern und Journalisten forderten ab Mitte der 1960er Jahre auch andere gesellschaftliche Akteure ein Nachdenken über die bundesrepublikanische Oberschicht. Die evangelische Kirche beispielsweise gab 1962 ihre erste Denkschrift heraus und widmete sie dem Thema: »Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung«, eine Ausarbeitung zu einem »aktuellen Zeitproblem«.<sup>51</sup> Die zentrale These war hierbei, dass Eigentum stets mit sozialer Verantwortung verbunden sein müsse. Die Kritik an der ungleichen Einkommensverteilung korrespondiere also mit der Forderung einer besonderen Sozialverantwortung der wirtschaftlich Stärkeren, womit die Autoren nicht nur an Reformüberlegungen verschiedener Gruppen

46 Rolf Hochhuth, *Der Klassenkampf ist nicht zu Ende*, in: Hans Werner Richter (Hg.), *Plädoyer für eine neue Regierung oder keine Alternative*, Reinbek bei Hamburg 1965, S. 65–87.

47 Zu Erhards Position in der Öffentlichkeit: Peter Hoeres, *Außenpolitik und Öffentlichkeit. Massenmedien, Meinungsforschung und Arkanpolitik in den deutsch-amerikanischen Beziehungen von Erhard bis Brandt*, München 2013, S. 109f.

48 Hochhuths Pamphlet, *Industriekurier*, Nr. 86, 3.6.1965; Gottfried Schneider, *Der wieder entdeckte Klassenkampf*, *Handelsblatt*, Nr. 102, 28./29.5.1965; Ulrike Meinhof, Hochhuth, *Konkret*, Nr. 8, 1965, S. 2f; alle in: Deutsches Literaturarchiv Marbach, *Presseauschnittsammlung zu Rolf Hochhuth*. Interessant ist auch, dass die Rezensionen, als der Text 1971 in Rolf Hochhuths Buch *Krieg und Klassenkrieg* neu aufgelegt wurde, weit weniger kritisch ausfielen: Rolf Hochhuth: ein Moralist, der zum Mord anstiftet?, *Der Tagesspiegel*, 17.10.1971, S. 49; Rolf Hochhuth, *Der kleine Bund. Beilage zu der Bund*, 13.2.1972; Dieter Lattmann, *Großes Gefühl für Moral*, *Der Spiegel*, Nr. 37, 6.9.1971, S. 135; Margret Boveri, *Empörung zwischen den Fronten*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 15.1.1972; *Matters of the Hour*, *The Times Literary Supplement*, 15.10.1971, S. 1260; alle in: Deutsches Literaturarchiv Marbach, *Presseauschnittsammlung zu Rolf Hochhuth*.

49 Miriam Gebhardt, »Selfmademan« und »Busenwunder«. *Soziale Rekonstruktion, Delegation und Bindung im Verhältnis von Prominenz und Öffentlichkeit*, in: dies./Katja Patzel-Mattern/Stefan Zahlmann (Hg.), *Das integrative Potential von Elitenkulturen*, Stuttgart 2013, S. 127–142, hier S. 134f.

50 Hannes Obermaier, *Hunters Treibjagd*, München 1975, S. 19, zit. nach: ebd.

51 *Evangelische Kirche Deutschlands, Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung. Eine Denkschrift*, Hamburg 1962, S. 10.

des Protestantismus, sondern auch an die ordoliberalen Begründer der sozialen Marktwirtschaft anknüpfen.<sup>52</sup>

Ganz konkrete Reformvorschläge machte bereits Ende der 1950er Jahre der Gewerkschaftler und spätere NRW-Wirtschaftsminister Bruno Gleitze (SPD). Er regte an, die Arbeitnehmer an den Gewinnen der Unternehmen zu beteiligen. Diese Idee wurde noch weit bis in die 1970er Jahre in Politik und Unternehmerkreisen immer wieder diskutiert, allerdings seltener aufgegriffen, wie etwa von dem Kamera-Grossisten, »Millionär und Marxisten« Hannsheinz Porst, dem »Roten Reinhard Mohn« bei Bertelsmann oder dem *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein.<sup>53</sup> Allein die Zuschreibungen von »Marxist« und der Farbe »Rot« belegen, dass solche Ideen in der Ordnung des Westens zu Zeiten des Kalten Krieges kaum sagbar waren oder zumindest im Falle von Porst schnell als Idealismus abgetan wurden. Individueller Reichtum wurde folglich in den 1960er Jahren als ein Beleg für den Erfolg des kapitalistischen westlichen Systems verstanden, den Einzelne vorantrieben. Diese Aufstiegsgeschichten versprachen schließlich auch der breiten Masse den Möglichkeitsraum Wohlstand.

Öl ins Feuer solch einer breiten gesellschaftlichen Diskussion über die deutsche Oberschicht gossen in den 1960er Jahren auch immer wieder zahlreiche populärwissenschaftliche Bücher, die den bundesdeutschen Reichtum behandelten und damit politischen Einfluss nehmen wollten. Als Autoren machten sich in diesem Genre der 1960er Jahre vor allem Kurt Pritzkolet und Bernt Engelmann einen Namen.<sup>54</sup> Die beeindruckend hohen Verkaufszahlen dieser Bücher und ein langes Verweilen auf den Bestsellerlisten des *Spiegel* belegen ein großes Interesse am Gegenstand Reichtum in der Öffentlichkeit der 1960er Jahre.<sup>55</sup> Gemeinsam war den Publikationen erstens, intime Details über Reiche sichtbar machen zu wollen. Sie

- 52 Traugott Jähnichen, Sozialer Protestantismus und moderne Wirtschaftskultur. Sozialethische Studien zu grundlegenden anthropologischen und institutionellen Bedingungen ökonomischen Handelns, Münster 1998, S. 180f.
- 53 Volk ans Papier, Der Spiegel, Nr. 48, 23.11.1964, S. 38–47. Siehe dann auch die Realisierung dieser Idee durch den Unternehmer Hannsheinz Porst: Lohn der Angst, Der Spiegel, Nr. 44, 23.10.1972, S. 68–70.
- 54 In den 1970er Jahre kam in der Reihe dieser Autoren noch der Journalist Michael Jungblut hinzu. Angelehnt an Ferdinand Lundbergs viel beachtetes Buch *The Rich and the Super-Rich* veröffentlichte Jungblut seine deutsche Interpretation *Die Reichen und Superreichen in Deutschland*. Er erhielt dafür ein großes Medienecho und auch Aufmerksamkeit der dort Aufgeführten selbst: Gegen diese Veröffentlichung gingen beispielsweise die Albrecht-Brüder gerichtlich vor – wenn auch erfolglos. Michael Jungblut, *Die Reichen und Superreichen in Deutschland*, Hamburg 1971; Ferdinand Lundberg, *The Rich and the Super-Rich: A Study in the Power of Money Today*, New York 1968.
- 55 *Spiegel*- und *Panorama*-Journalist Bernt Engelmann begann in den 1960er Jahren mit der Veröffentlichung zahlreicher Bücher über die deutsche Oberschicht, die sogar in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Die weltweite Gesamtauflage seiner ca. 50 Bücher lag bei ungefähr 15 Millionen verkauften Exemplaren. Vgl. Anja Reschke, *Die Unbequemen*. Wie Panorama die Republik verändert hat, München 2011, S. 121. Allein das Buch *Meine Freunde, die Millionäre. Ein Beitrag zur Soziologie der Wohlstandsgesellschaft nach eigenen Erlebnissen* von 1963 erzielte in der ersten Hardcover-Ausgabe eine Verkaufszahl von 100.000. Es folgten noch Taschenbuch- und Buchklubausgaben, Übersetzungen usw. Engelmann schätzte 1988 selber, dass »die Millionäre« insgesamt längst über eine Million Auflage hatte: Bernt Engelmann, Schriftsteller, Journalist und (Ex-)Funktionär dazu, in: W. Christian Schmitt (Hg.), *Die Auflagen-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 44 Schriftstellern*, München 1988, S. 76–78, hier S. 77. Pritzkolets Buch *Eine Woge aus Gold* schaffte es von November 1962 bis Mai 1962 auf die Bestsellerliste des *Spiegel*. Sein Buch *Gott erhält die Mächtigen* war von Dezember 1963 bis April 1964 auf dieser Liste.

erhoben damit den Anspruch des Investigativen, des Enthüllens und spielten mit der Faszination, die Reichtum bei den Lesern offenbar auslösen konnte.<sup>56</sup> Bereits zeitgenössisch galt die Erkenntnis, dass zu diesem Genre immer der »Blick durchs Schlüsselloch«, also eine Form von Voyeurismus gehöre.<sup>57</sup> Dabei eröffneten die Recherchen über die Wege zum Reichtum auch die Frage, wie legitim das erarbeitete oder geerbte Vermögen sei.

Zweitens wehte beiden Autoren ein eisiger Wind von Kolleginnen und Kollegen aus der Medienbranche entgegen, die anprangerten, dass die Bücher das Wissen über die Oberschicht nicht erweitern würden.<sup>58</sup> Auch wenn die Gewerkschaftszeitung *Welt der Arbeit* den Büchern von Engelmann gar die Rolle »eine[r] kleine[n] Finanz- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands« zusprach,<sup>59</sup> bemängelten viele Journalisten, dass Engelmann nur »solche Leute [...] noch anschaulich zu schildern [vermag], [...] die eh schon auf Publicity bedacht waren, und über die man auch schon andernorts gelesen hat.«<sup>60</sup> Obwohl der Autor nicht einmal davor zurückschreckte, zugespieltes Material aus dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR zu verwenden,<sup>61</sup> kritisierten sie, dass Engelmann bei den Übrigen nicht »sehr tief in das Privatissimum« vorgedrungen sei.<sup>62</sup> Dem Gegenstand Reichtum haftete folglich trotz privater Einblicke (die teilweise von den Reichen selbst zugelassen wurden) der Makel der Intransparenz an. Zwischen lancierter Legende und Wirklichkeit könne man in der Darstellung kaum unterscheiden und somit bliebe das *wirkliche* Wissen über Reiche, ja gar die »Wahrheit« über sie im Dunkeln.<sup>63</sup>

Auffällig ist nicht nur hierbei, sondern auch in anderen Auseinandersetzungen um Reichtum Mitte des Jahrzehnts, dass bereits zeitgenössische Kritiker den Begriff der »Unsichtbar-

56 Beispielsweise: Siegfried Sterner, Giganten, die keine Freunde sind, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.2.1969, S. 21.

57 Die Masche mit den Reichen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.9.1972, S. 14.

58 Die starke Kritik an Pritzkoheit muss auch in dem Kontext gelesen werden, dass er zwischen den Wirtschafts-Magnaten und der Presse eine »Pax Leonina« beschwor, die eine gewisse Solidarität mit den Objekten der Berichterstattung einschließe: Kurt Pritzkoheit, in: Eugen Kogon/Heinz Winfried Sabais (Hg.), 7. Darmstädter Gespräch: Der Mensch und seine Meinung, Darmstadt 1961. Seine Ausführungen wurden später auch in der Studentenzeitschrift *Konkret* veröffentlicht.

59 So zitiert Jürgen Jeske in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und widerspricht der Aussage gleichzeitig: J. Jürgen Jeske, Die Masche mit den Reichen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.9.1972, S. 14. Auch in der DDR wurden die Bücher intensiv rezipiert und im Sinne der Systemideologie gedeutet: Otto Schoth, Konkreter Blick auf eine fossile Welt von heute, Neues Deutschland, 8./9.2.1975; ders., Hölle des Kapitals und Gemächer des Teufels, Neues Deutschland, 31.1/1.2.1976, S. 14; beides in: Deutsches Literaturarchiv Marbach, Pressemappe Bernt Engelmann. In der DDR wurde ein Buch von Engelmann sogar als Vorlage für einen Polit-Krimi genutzt: Ein Gemälde und viele trübe Händel, Frankfurter Rundschau, 29.9.1976, S. 26, in: ebd.

60 Ebd. Zur Kritik an Pritzkoheit siehe die ausführliche Pressemappe im Deutschen Literaturarchiv Marbach mit rund 30 Artikeln.

61 Dirk Banse/Michael Behrendt, Stasi führte Bernt Engelmann als IM »Albers«, Die Welt, 19.6.2004; Otto Köhler, Neues vom Rosenholz – Altes vom Hakenkreuz, Der Freitag, 23.7.2004; Jochen Schröder, Daran kann auch die SPD nicht vorbeigehen, merkur-online, 18.2.2005, <https://www.merkur.de/lokales/regionen/daran-kann-auch-nicht-vorbeigehen-243124.html> (letzter Zugriff 20.10.2016).

62 Beispielsweise: Siegfried Sterner, Giganten, die keine Freunde sind, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.2.1969, S. 21.

63 Fritz Hauenstein, Wenig Neues um die umstrittene Familie, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.9.1969, S. 20.

keit«, genauso wie synonyme Begriffe und Allegorien, benutzten. Gerade Mitte der 1960er Jahre wurden von verschiedenen Akteuren Forderungen laut, die Unsichtbarkeit durch mehr Sichtbarkeit zu verdrängen und den »Schleier« zu lüften. Hierbei sind zwei Techniken auffällig: Zum einen entwickelten verschiedene Akteure von Massenmedien über Wissenschaftler und Politiker bis hin zu den Buchautoren die bereits aufgezeigte »Lust« an Zahlen und Auflistungen, die sich ganz im Duktus einer »Verwissenschaftlichung des Sozialen« einordnen lassen.<sup>64</sup> Somit zeigte sich nicht erst im Verlauf der 1980er Jahre die hohe Bedeutung von sozialwissenschaftlichem Wissen im Reden über Reichtum in der Öffentlichkeit. Interessant ist, dass diese Praktik grenz- und zeitübergreifend festzustellen und keineswegs eine neue Technik der postindustriellen Gesellschaft ist, sondern bereits Anfang des 20. Jahrhunderts verbreitet war.<sup>65</sup> Zum anderen bildeten die intimen Details von Reichen einen markanten Kontrast zu solchen abstrakten Zahlenanalysen. Abseits der bereits erwähnten populärwissenschaftlichen Bücher übernahmen die Massenmedien – und hierbei nicht nur die Boulevardpresse – immer wieder die Rolle solch eines »Enthüllers«.

### 3. Mediale Repräsentationen von deutschem Reichtum Mitte der 1960er Jahre

Das Jahr der Großen Koalition 1966 bildete in der Berichterstattung über die »bundesrepublikanischen Reichen« der 1960er Jahre einen Höhepunkt. Zwei große Titelgeschichten wurden innerhalb kürzester Zeit von den beiden wichtigsten deutschen Magazinen veröffentlicht. Während der *Stern* von Februar bis Juni 1966 eine 20teilige Reihe zu »Deutschlands junge(n) Millionäre(n)« publizierte, schrieb der *Spiegel* ab September in sechs Teilen allgemein über die »Reichen in Deutschland«.<sup>66</sup> Die beiden Titelgeschichten unterscheiden sich in ihrer Herangehensweise an das Thema erheblich, und doch zeigen beide durch die intensive Berichterstattung, wie groß der Wissensdurst über die Reichen nach dem Wirtschaftswunder offensichtlich gewesen ist. Gleichzeitig können sie als Reaktion auf die bereits skizzierte gesellschaftspolitische Debatte verstanden werden. Der Journalist Jörg Andrees Elten, der die ersten elf Teile der Serie für den *Stern* aufbereitete, bietet zumindest rückblickend als Auslöser für die intensive Berichterstattung die passende Erklärung: »Das Thema lag einfach in der Luft.«<sup>67</sup> Die Journalisten aus der *Stern*-Redaktion beschäftigten, so Elten, dabei besonders die Fragen, »Wer sind die jungen Profiteure des Wirtschaftswunders? Wie sind sie zu ihren Millionen gekommen? Und wie haben sie das gemacht?«<sup>68</sup>

Der *Stern* griff damit ein weitgehend neues Thema auf, denn junge Karrieren waren wenige Jahre nach Kriegsende noch die Ausnahmerscheinung. Elten bekräftigt selbst, wie schwierig es sich allein darstellte, zwanzig Porträtierte gemeinsam mit der Wirtschaftsredaktion für die Serie zusammensuchen. Minder schwer war es aber wohl, sie dann für das Interview zu gewinnen. Und dies hing nicht nur damit zusammen, dass sich für »die Männer vom Stern

64 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) 2, S. 165–193.

65 Eva Maria Gajek, Sichtbarmachung von Vermögen. Das Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Preußen, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 54 (2014), S. 79–108.

66 Deutschlands junge Millionäre, *Der Stern*, Nr. 6, 6.2.1966 bis Nr. 26, 26.6.1966; Die Reichen in Deutschland, *Der Spiegel*, Nr. 37, 5.9.1966 bis Nr. 42, 10.10.1966.

67 So Jörg Andrees Elten im Telefoninterview mit der Autorin am 25.8.2015.

68 Ebd.

die Türen öffneten«,<sup>69</sup> sondern insbesondere damit, dass die Serie den Unternehmern eine Plattform zur Selbstinszenierung bot, der Elten und die anderen Journalisten kaum etwas Kritisches entgegenstellten.

Vielmehr unterstützten sie mit solchen Porträts erstens den Glauben an den individuell möglichen Erfolg im kapitalistischen System des Westens. Zweitens entledigten sich die Redakteure mit der Betrachtung des neu entstandenen jungen Kapitals einer Diskussion über die Vergangenheit des Vermögens, wie es bei den bisher porträtierten reichen Unternehmern oder Erben der Fall gewesen war.<sup>70</sup> Die Vergangenheit der Jungmillionäre bildete im Gegensatz dazu einen auffällig blinden Fleck.<sup>71</sup> Ihre Geschichte begann mit dem Kriegsende, ihre Rolle in der NS-Zeit rückte nur sehr vereinzelt und am Rande in den Blick. Der Fokus lag vielmehr deutlich auf ihrem rasanten Aufstieg in der Nachkriegszeit.

Die Millionäre, die sich im *Stern* präsentieren durften, kamen aus den unterschiedlichsten Branchen<sup>72</sup> und Städten der Bundesrepublik. Gemeinsam war ihnen angeblich, dass sie mit einer Idee und mit Fleiß zum Erfolg gekommen waren. Sie waren jung, um die vierzig Jahre alt und in großer Zahl männlich (die letzte Porträtierte war die einzige Frau in der Reihe).<sup>73</sup> Viele der Jungmillionäre verfügten nicht über eine qualifizierte Ausbildung oder ein abgeschlossenes Studium, wodurch ihr Aufstieg nicht formaler Bildung zugeschrieben werden konnte. Stattdessen hoben die Journalisten andere Eigenschaften als Erfolgsfaktoren für ihre Aufstiegskarrieren hervor: Ideenreichtum, Disziplin, Zielstrebigkeit und Fleiß. Alle hatten nach dem Zweiten Weltkrieg Marktlücken erkannt, die ihnen ohne nennenswertes Startkapital zum wirtschaftlichen Erfolg verhalfen. Alle Porträtierten betonten gegenüber dem *Stern* zudem, dass sie das Kapital selbst vermehrt und nicht geerbt hätten. Und selbst wenn die Lebensgeschichte in einzelnen Fällen nicht ganz zu diesem Narrativ passte, erzählte Elten sie so, dass sich die Biografie in die Leiterzählung einfügte.<sup>74</sup>

Die sich einander ähnelnden Aufstiegs geschichten der Nachkriegszeit symbolisierten die verschiedenen Autoren und Autorinnen gerne an dem Wechsel von Verkehrsmitteln: Zu Fuß zum Fahrrad zum Motorrad zum Auto zum Flugzeug und schließlich zur Yacht war eine symptomatische Steigerung für den rasanten Aufstieg der Porträtierten, sie durchzog wie ein roter Faden die Artikel.<sup>75</sup> Ähnliches gilt für den Wohnort: Dem Anfang der Karriere und der

69 Ebd.

70 Der Puddingprinz, *Der Spiegel*, Nr. 51, 18.12.1957, S. 22–34.

71 Elten war Schüler der NS-Eliteschule Napola: Christian Schneider, Karrierewege ehemaliger NS-Eliteschüler in der Bundesrepublik, in: »Fackelträger der Nation«. Elitenbildung in den NS-Ordensburgen, Köln 2010, S. 228–231, hier S. 229.

72 Von der Bau-, Lebensmittel-, Musik-, Modeindustrie bis zu dem außergewöhnlichen Verkauf von Wohnwagen und Glückwunschkarten sowie dem Räumen von Schnee.

73 Dabei handelte es sich um Susanne Borowski-Forster. Rolf Palm, Susys Späße sind Millionen wert. Deutschlands junge Millionäre (20), *Der Stern*, Nr. 26, 26.6.1966, S. 48–55.

74 Jörg Andrees Elten, Dem Vater zum Trotz Millionär. Deutschlands junge Millionäre (2), *Der Stern*, Nr. 7, 13.2.1966, S. 116–123.

75 Jörg Andrees Elten, So viel Geld verdient man nicht im Schlaf, *Der Stern*, Nr. 15, 10.4.1966, S. 82–90; B. Busch, Millionen nach einer schlaflosen Nacht. Deutschlands junge Millionäre (12), *Der Stern*, Nr. 18, 1.5.1966, S. 48–59; ders., Millionen am Bratspieß. Deutschlands junge Millionäre (14), *Der Stern*, Nr. 20, 15.5.1966, S. 66–75; Martin Vichow, Die Maschen des Herrn Moser. Deutschlands junge Millionäre (15), *Der Stern*, Nr. 21, 22.5.1966, S. 120–131; Rolf Palm, Keine Angst vor Schulden. Deutschlands junge Millionäre (16), *Der Stern*, Nr. 22, 29.5.1966, S. 58–67, hier S. 62; B. Busch, Boote und Flugzeuge vom Onkel Doktor. Deutschlands junge Millionäre (19), *Der Stern*, Nr. 25, 19.6.1966, S. 53–58, hier S. 54.

damaligen Ein-Zimmer-Wohnung oder gar dem Schlafen im Auto wurde etwa die detailreich beschriebene Villa mit Pool, Sauna, Traumblick und Doppelgarage entgegengestellt. Luxuriöse Statussymbole dienten folglich als Kennzeichen des wirtschaftlichen Erfolgs. Besonders Fotos von Villen, Yachten, Flugzeugen, teuren Möbeln, Pools und Gestüten gaben einen eindeutigen Fingerzeig einer Lebenswelt der Oberschicht. Deutlich beschworen solche Stilmittel zudem das Leistungsprinzip der Wohlstandsgesellschaft. Die Wirtschaftswunder-Erzählung angeblich gleicher Startbedingungen bei der Währungsreform erhielt so neue Bekräftigung und bot damit eine deutliche Gegenerzählung zu den zu dieser Zeit publizierten Veröffentlichungen aus Wissenschaft und Belletristik an. Ort des Erfolgs war ganz deutlich die Bundesrepublik Deutschland. Die DDR, aus der mehrere der Porträtierten geflüchtet waren, wurde in dieser Erzählung zum Gegenort der bundesdeutschen Leistungsgesellschaft, wo Talent und Geschäftssinn nicht zur Entfaltung gelangten.<sup>76</sup>

»Arbeit« wurde zudem eine wichtige Leitkategorie in der Beschreibung der Vermögen. Indem die Journalisten betonten, dass die Reichen ihre Unternehmungen mit Leidenschaft und ohne Rücksicht auf Freizeit ausführten, legitimierten sie gleichzeitig den gezeigten Reichtum. Durch die Verknüpfung von Reichtum und Leistung wurde Luxus zeig- und darstellbar. Dabei ging das Ringen um symbolische Legitimität mit der Medienlogik einher, sich am Erfahrungsraum des Lesers zu orientieren. Die in den Artikeln beschriebene »harte« Arbeit knüpfte ungleich stärker an den Alltag der Leser und Leserinnen an und bot somit eine größere Identifikationsmöglichkeit als die Schilderung von anderen Reichen aus dem Show- oder Kunstbusiness.<sup>77</sup> Damit minderten die Journalisten die soziale Distanz zu den Millionären und beglaubigten vielmehr das Modell von Schelskys nivellierter Mittelstandsgesellschaft: sei es, dass die Frau von Dieter Müllerschön die Kleidung für sich und die Kinder weiterhin selbst mit einer alten Nähmaschine schneiderte<sup>78</sup> oder dass die Frau von Jakob Mengler die Wäsche selber bügelte und dies mit »Warum nicht?« kommentierte.<sup>79</sup>

Folglich war mit der Betonung von Leistung und Arbeit im Text auch immer eine Nuance der Sparsamkeit verbunden. Bescheidenheit und Zurückhaltung schienen ein weiterer Garant des Erfolgs in der Nachkriegsgesellschaft zu sein und entsprachen damit dem politischen Selbstbild der jungen Bundesrepublik. Gleichzeitig stand die Zurückhaltung stets in dem bereits für Deutschland ausgemachten dialektischen Verhältnis zum Reichtum. So wurde beispielsweise die Aufzählung der Besitztümer des Möbelkönigs Arzberger sofort wieder relativiert: Der Millionär trage unter dem luxuriösen Mantel einen Anzug von der Stange, sein Auto, einen Mercedes 600, fahre er selbst, und seine Yacht diene in erster Linie seinen erholungsbedürftigen Angestellten.<sup>80</sup>

Solch Stereotypisierung von Arbeit und Luxus, Reichtum und Sparsamkeit, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Vermögen bedienten gleichzeitig das in der Öffentlichkeit bereits verankerte Bild eines Unternehmers in der Bundesrepublik. Dies hat nicht nur die

76 Jörg Andrees Elten, Häuser auf goldenem Boden. Deutschlands junge Millionäre (9), Der Stern, Nr. 14, 3.4.1966, S. 72–83; ders., So viel Geld verdient man nicht im Schlaf. Deutschlands junge Millionäre (10), Der Stern, Nr. 15, 10.4.1966, S. 82–90; B. Busch, Millionen nach einer schlaflosen Nacht, Der Stern, Nr. 18, 1.5.1966, S. 48–54.

77 Seegers, Mediale Repräsentationen, S. 33–56.

78 Jörg Andrees Elten, Schulte macht immer nur das Größte. Deutschlands junge Millionäre (4), Der Stern, Nr. 9, 27.2.1966, S. 94–104, hier S. 102f.

79 Rolf Palm, Keine Angst vor Schulden. Deutschlands junge Millionäre (16), Der Stern, Nr. 22, 29.5.1966, S. 58–67, hier S. 58.

80 Jörg Andrees Elten, Deutschlands junge Millionäre, Der Stern, Nr. 6, 6.2.1966, S. 34–42.

Forschung zum Bild der Unternehmerschaft belegt, sondern darauf deutet auch eine zeitgenössische Erhebung hin.<sup>81</sup> Ein Jahr vor der Serie im *Stern*, im Mai 1965, fragte das Institut für Demoskopie in Allensbach, welche Aussagen bezogen auf die Unternehmer der Bundesrepublik zutreffend seien. Während ihnen ein großer Anteil am Wiederaufbau und am wiedererlangten Ansehen im Ausland zugesprochen, ihr Leben durch geringes Privatleben, wenig Freizeit und viel Arbeit gekennzeichnet wurde, verband ein kaum weniger großer Teil der Befragten mit ihnen doch Luxus, Jagd- und Weltreisen und Geldfixierung (etwa 40 zu 30 Prozent).<sup>82</sup> Die Tüchtigkeit der Unternehmer fragte Allensbach eigens in einer weiteren Frage ab, bei der immerhin sowohl 1955 als auch 1965 die Hälfte der Befragten in Unternehmern »tüchtige Leute« sahen. Generell ist zu beobachten, dass die bundesdeutsche Öffentlichkeit die Reichen *pars pro toto* für die bundesrepublikanische Unternehmerschaft in der Nachkriegszeit setzten und dass eine Vorstellung nahezu ausschließlich männlichen Reichtums in den 1960er Jahren existierte.<sup>83</sup>

In der Serie des *Stern* ging die Darstellung der privaten Unternehmer immer auch einher mit einer Darstellung des Unternehmer- und Führungstyps: Angelehnt an den paternalistischen Typus des Unternehmers aus dem 19. Jahrhundert zeichnen sich viele der im *Stern* Dargestellten nicht nur durch die Sparsamkeit und den Fleiß, sondern auch durch die Fürsorge für ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus. Dass solche Formen der Inszenierung kritisch zu lesen und auf das Unsichtbare in der medialen Repräsentation zu hinterfragen sind, zeigt der Fall Arzberger. Nur wenige Jahre nach der Veröffentlichung deckten Bernt Engelmann und Günter Wallraff in ihrem Buch *Wir da oben, ihr da unten* auf, dass Arzberger seine Mitarbeiter dazu aufrief, beim Möbelvertrieb an der Haustür keinen Widerspruch zuzulassen. Arzberger galt Wallraff und Engelmann deswegen als »modernstes Beispiel für kapitalistische Ausbeutung und Konsumterror«.<sup>84</sup> Auch die ARD-Sendung *Monitor* berichtete Mitte der 1970er Jahre über die fragwürdigen Führungspraktiken des Möbelvertriebs.

Solch eine kritische Darstellung oder gar investigative Recherche fehlte den Artikeln im *Stern* völlig. Sie lehnten sich stärker an das Format der Publikumszeitschrift an. Gesellschaftskritik, die die Artikel des *Stern* dann besonders in den 1970er Jahren kennzeichnete, begegnete den Lesern und Leserinnen bei dieser Serie in den 1960er Jahren noch nicht. Vielmehr

81 Werner Plumpe (Hg.), *Unternehmer – Fakten und Fiktionen. Historisch-biographische Studien*, München 2014.

82 Unter anderem sind hierbei folgende Aussagen zu nennen: »Haben einen großen Anteil am Wiederaufbau nach dem Kriege, daß es uns wirtschaftlich gut geht« 48 %; »Haben mitgeholfen, unser Ansehen im Ausland wiederherzustellen, uns wieder Einfluß in der Welt zu verschaffen« 46 %; »Haben wenig Zeit für ihre Familie, führen meist kein richtiges Familienleben« 41 %; »Leben in großem Luxus, geben für sich und ihre Familie eine Unmenge Geld aus« 33 %; »Sind Leute, die viel arbeiten müssen, wenig Freizeit haben« 32 %; »Sind viel im Urlaub, machen große Jagd- und Weltreisen« 30 %; »Lassen nur den gelten, der Geld hat, außer Geld imponiert ihnen nichts« 27 %. Vgl. Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann (Hg.), *Jahrbuch der öffentlichen Meinung, 1965–1967*, Allensbach 1967, S. 267.

83 Darauf deutet zumindest ebenfalls eine Umfrage des Emnid-Instituts für Meinungsforschung in Bielefeld Anfang der 1960er Jahre hin. Diese fand bei der Frage nach dem Reichtum in der Bundesrepublik heraus, dass die meisten Befragten als Stellvertreter für die deutschen Reichen – in dieser bemerkenswerten Reihenfolge – Krupp, Oetker, Adenauer, Flick, Münemann, Thyssen und Neckermann ausmachten. Die Umfrage zitiert: *Ahnung von Reichtum, Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7.11.1964, S. 5.

84 Günter Wallraff/Bernt Engelmann, *Ihr da oben, wir da unten*, Köln 1973, S. 354f.

schwung in allen Teilen eine Bewunderung für den Ideenreichtum und die Durchsetzungskraft der jungen Millionäre mit, die durch eine begleitende Serie von Karikaturen von Fritz Wolf nur leicht gebrochen wurde. Auch wenn die Redakteure vielen der Porträtierten eine gewisse Scheu zuschrieben, die nicht selten von Misstrauen (nicht nur gegenüber den Journalisten) ergänzt wurde, hinterfragten sie diese Inszenierungen nur selten. Inwieweit sich die Porträtierten klarer »wohlüberlegter« »Sprachregelungen« bedienten, wurde nur vereinzelt thematisiert, noch seltener hinterfragt.<sup>85</sup>

Die Käufer und Käuferinnen des *Stern* scheint diese unkritische Haltung nicht gestört zu haben. Dies belegt erstens, dass die Serie in der Tat mehrere Monate lief und wiederholt verlängert wurde. Zweitens zeigen das die zahlreichen Zuschriften, die die Jungmillionäre nach der Veröffentlichung erhielten. Günter Arzberger sah sich sogar veranlasst, in der letzten Folge der Artikelserie ein »vorgedrucktes Antwortformular« zu veröffentlichen, das er zuvor rund 6000-mal verschickt habe.<sup>86</sup> Drittens erkannte den Zuspruch auch Henri Nannen, der Jörg Andrees Elten persönlich bat, die ersten elf Teile der Serie in seinem Verlag als Buch zu veröffentlichen. Die hohen Verkaufszahlen belegen, dass er sich zu Recht von diesem Thema einen hohen Absatz versprach.<sup>87</sup>

Einen deutlich investigativer formulierten (und auch kritischer ausgerichteten) Anspruch erhob hingegen die im September 1966 publizierte sechsteilige Titelgeschichte im *Spiegel*. Hier war der Journalist Ernst Hess federführend, der als einer der wenigen Spiegelautoren unter einem Pseudonym schrieb und nach einer Karriere bei der *Süddeutschen Zeitung* seit 1961 Mitglied der Redaktion war. Als Peter Brügge hatte sich Hess besonders mit Reportagen einen Namen gemacht, die bereits das ein oder andere Mal einen Blick auf die Oberschicht geworfen hatten.<sup>88</sup> Nun veröffentlichte er also im selben Jahr wie der *Stern* eine Bestandsanalyse der »deutschen Reichen«.<sup>89</sup>

Anders als die Konkurrenz strukturierte er seine Reihe aber nicht durch Personen, sondern anhand nicht immer trennscharfer Kategorien, die Orte und Praktiken der Reichen ins Blickfeld nahmen.<sup>90</sup> Hess alias Brügge zielte darauf, nicht nur die Jungmillionäre, auch nicht nur die Unternehmer, sondern die gesamte Oberschicht in den Blick zu nehmen. Ihn interessierten also weniger individuelle Geschichten, als vielmehr die Sozialfigur der »Reichen« im Allgemeinen. Diese Gruppe fasste Brügge zunächst recht allgemein unter der Zahlenformel der »oberen Tausend der Einkommensstatistik« zusammen, die er dann durch weitere disparate monetäre Strukturierungen innerhalb des Textes ergänzte.<sup>91</sup> So sprach Brügge mal von den Super-Reichen, mal von »immens reich«, mal von Millionären, mal von Milliardären,

85 B. Busch, Drei auf einen Streich. Deutschlands junge Millionäre (17), *Der Stern*, Nr. 23, 5.6.1966, S. 46–52, hier S. 50.

86 In diesem bekräftigt er, dass er keine Geld- und Sachspenden machen könne sowie keine Erfindungen oder geschäftlichen Vorschläge entgegennehmen könne: Überstunden für Jungmillionäre, *Der Stern*, Nr. 26, 26.6.1966, S. 50.

87 So Jörg Andrees Elten im Telefoninterview am 25.8.2015. Jörg Andrees Elten, *Deutschlands junge Millionäre, und wie sie es schafften*, Hamburg 1966.

88 Vgl. z. B.: Peter Brügge, Die neue Gesellschaft ist die von gestern, *Der Spiegel*, Nr. 24, 6.6.1966, S. 83–86; ders., Wie Mercedes, *Der Spiegel*, Nr. 1, 3.1.1966, S. 77; ders., Da muss man eben sein Bestes geben, *Der Spiegel*, Nr. 13, 22.3.1965, S. 77–83.

89 Ders., Die Reichen in Deutschland, *Der Spiegel*, Nr. 37, 5.9.1966, S. 49–68, hier S. 49.

90 Nach einem einleitenden Teil folgen die Artikel: »Mäzene und Gönner«, »Feste, Party und Salons«, »Wie sie wohnen«, »Privilegien, Luxus, Lebensstil«, »Wie sie herrschen«.

91 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, *Der Spiegel*, Nr. 37, 5.9.1966, S. 49–68, hier S. 49.

mal von Multimillionären, ohne dabei klar zu machen, was und wen diese Begrifflichkeiten eigentlich konkret umfassten. Mit dem Versuch der unterschiedlichen, ja gar changierenden Einteilung durch Zahlen und Vermögenszuschreibungen belegte er bereits unbewusst die Unfassbarkeit des Gegenstandes und demonstrierte, dass Reichtum nicht nach monetären Kategorien allein eingeteilt werden kann. Naheliegend war deswegen auch sein Schluss, dass viel Geld zu haben, die Reichen nicht verbinde. »Es schafft nur verwandte Probleme«, so Brügge.<sup>92</sup>

Da Geld allein nicht das gemeinsame Charakteristikum sein konnte, bedurfte es als roten Faden einer anderen Leitkategorie der Oberschicht. Hierzu leitete Brügge seine Serie mit analytischer Neugierde und der Feststellung ein:

*»Wenn es überhaupt etwas gibt, was die deutschen Reichen gemeinsam fühlen, so ist es die Sorge, man könnte sie für reich halten. [...] Doch die Reichen in der Bundesrepublik ziehen es vor, Reichtum möglichst gar nicht zu zeigen. Während der Durchschnittsbürger kein lockenderes Ziel kennt, als ebenfalls reich und damit ein Konsument ohne Schranken zu werden, halten die oberen Tausend im Lande die Hand vor, wenn sie ihren Kaviar essen. Sie haben eine possierliche Ähnlichkeit entwickelt, sich für aufwendige Gebrauchsgegenstände zu entschuldigen. [...] Die Einkommens-Elite des wunderlichen Wirtschaftsriesen Bundesrepublik schwört auf einen heimlichen Wohlstand, als gelte es, in Bezug auf das Geld ein Keuschheitsgelübde zu achten.«<sup>93</sup>*

67

Brüggens Ziel war es, den Drang, ihr Vermögen zu verbergen, als gemeinsames Charakteristikum der »deutschen Reichen« aufzudecken. Er bediente sich damit einer bereits etablierten Erzählung über diese Sozialfigur. Ähnlich wie im *Stern* dominierte dabei eine Kontrastierung von luxuriöser Lebenswelt und sparsamer Attitüde. Weitaus intensiver als das Konkurrenzmagazin hinterfragte Brügge allerdings die Unsichtbarkeit von Reichtum als Inszenierung. Hierzu dienten ihm besonders Eltens junge Millionäre – auch wenn er eine direkte Referenz auf die Serie vermied. Mit dem Verweis auf Friedrich Jahn, Fritz-Karl Schulte oder Rolf Lüdler klagte er die Repräsentation von Reichen in den Massenmedien an, die sie selber steuern könnten. Damit hinterfragte er nicht nur die Regeln der Zeig- und Sagbarkeiten von Reichtum, sondern stellte sie auch zur Disposition, wenn er zu bedenken gab, dass es den Porträtierten allein darum gehe, »bescheiden, großzügig und großartig dargestellt zu werden«.<sup>94</sup> Seine Schlussfolgerung war, dass die Reichen selbst der Gesellschaft das Bild der Oberschicht vorgeben würden, sei es in den zitierten Artikeln oder in eigens veröffentlichten Büchern.

Diese Frage nach dem »Zu-Sehen-Geben« wird prägnant im Serienteil zum Wohnort der Reichen diskutiert. Der Wohnort zeige das Spannungsverhältnis von Zeigen und Verbergen in trefflicher Weise auf. Die Häuser seien »gleichförmig wie unauffällig« und trotzdem: Das Abschirmen durch Hecken und Hunde, um »unerwünschte[n] Wohlstandseinschätzungen« zu begegnen, stehe im Kontrast dazu, dass hinter den Hecken die Spitze der Villa doch heraussteche und sie unmittelbar die Imagination und Vorstellungswelt des Betrachters anrühre.

92 Ders., Die Reichen in Deutschland, 2. Fortsetzung, Der Spiegel, Nr. 39, 19.9.1966, S. 95–109, hier S. 108.

93 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, Der Spiegel, Nr. 37, 5.9.1966, S. 49–68, hier S. 49f.

94 Ebd., S. 52.

Gerade das Verbergen setze also die Hebel des Voyeurismus in Gang und das Verstecken werde so zum alleinigen Instrument des Zeigens.<sup>95</sup>

Als Lackmustest für die deutsche Oberschicht fungierten in der Serie nicht die Armen, sondern vielmehr die Mittelschicht. Die Mitte wurde nicht nur zur Referenz, die den dargebotenen Reichtum legitimieren müsse, sondern auch zum Adressaten, dem der Reiche als Vorbild für das Konsumverhalten dienen möge. Die Frage der Distinktion spielt hierbei hinein, wenn der *Spiegel* im vierten Teil der Reihe formulierte: »Meist haben die reichen Leute in der Bundesrepublik angefangen, sich damit vertraut zu machen, daß ihnen das Vorrecht erster Klasse zu leben, nur noch einen unerheblichen Abstand vom nachrückenden Mittelstand gewährt.«<sup>96</sup> Die Reichen seien eine »Schicksals-Gemeinschaft« im Wirtschaftswunderland Ludwig Erhards. Eingeeübte Statussymbole wie Autos, Uhren und Urlaube – und somit die Sichtbarkeit von Reichtum und Vermögen – würden dort nicht mehr als Distinktionsmittel funktionieren. »Schritt für Schritt«, so fährt der *Spiegel* fort, »müssen ja immer wieder neue Wege gefunden werden, die Zugehörigkeit zur Sonderklasse der deutschen Einkommensstatistik auszuweisen – selbst auf die Gefahr hin, daß man sich auf menschheitsalten Privatwegen des Elite-Strebens wiederfindet.«<sup>97</sup> Der Unterschied, den Brügge stark machte, bezog sich erneut auf die Zurückhaltung, auf den versteckten Umgang mit Reichtum, der die Gruppe folglich nicht nur konstituierte, sondern auch von der konsumfreudigen Mitte unterscheidete.

Um bundesrepublikanische Besonderheiten herauszuarbeiten, dienten Brügge als Kontrastfolie immer wieder auch Reiche aus anderen Nationen. Der Gegenstand des nationalen Reichtums wurde also im Modus des Fremden und im Vergleich mit dem Fremden erst fassbar. Hierbei lieferte er Beispiele für vom deutschen Beispiel differierende »Reichtumskulturen«. Solch eine Art des Sprechens belegt anschaulich, welcher Stellenwert der Nation und Kultur für den Umgang mit Reichtum zugesprochen wurde, dass sich aber das Sprechen über »Reichtumskulturen« auf der anderen Seite wechselseitig stets beeinflusst hat. Gleichzeitig zeigen Brügges Beispiele, dass Repräsentationen von Reichtum ebenso einen lokalen oder regionalen Bezugspunkt benötigen. Sie bekräftigen für die Bundesrepublik zudem die einleitend betonte Dialektik im Sprechen über Reiche. Deutsche Reiche befänden sich in einem gespaltenen Verhältnis zwischen nationalen und internationalen Anforderungen: die bundesrepublikanischen Sparsamkeits- und Bescheidenheitsideale einerseits, für die sie als Vorbild fungieren sollten, und die Anforderungen des internationalen *Jetset* andererseits, in dessen Kreisen sie sich ebenfalls messen müssten.<sup>98</sup> Auch im Ausland sollten bundesdeutsche Reiche den Maßstäben ihres Heimatlandes verpflichtet sein, paradoxerweise auch, wenn sie, etwa durch ostentativen Luxus, dagegen verstießen. Selbst in der Verschwendung zeichnete der Journalist sie als diejenigen, die noch Maßstäbe wahren würden, denen »das Riesenrad kapitalistischer Extravaganz [...] noch erfreulich schnell den Magen« umdrehe. Die deutschen Reichen hätten ein »Limit für Luxus«, so der Journalist.<sup>99</sup> Sie würden sich »auf dem Pflaster von Gesellschaft und Politik mit der Vorsicht des Verfolgten« bewegen.<sup>100</sup> Hatte der *Stern* die

95 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, 3. Fortsetzung, Der Spiegel, Nr. 40, 26.9.1966, S. 93–104, hier S. 99.

96 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, 4. Fortsetzung, Der Spiegel, Nr. 41, 3.10.1966, S. 95–116, hier S. 95.

97 Ebd.

98 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, 2. Fortsetzung, Der Spiegel, Nr. 39, 19.9.1966, S. 95–109, hier S. 98f.

99 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, Der Spiegel, Nr. 37, 5.9.1966, S. 49–68, hier S. 52.

100 Ebd., S. 54.

Begriffe der Zurückhaltung und Bescheidenheit in den Mittelpunkt für die Unsichtbarkeit des Reichtums gestellt, ergänzte der *Spiegel* diese Kategorien um die Begriffe Angst, Unsicherheit, Scheu und Scham. Solche moralischen Kategorien waren in den Beschreibungen Brüggés konstitutiv und eröffneten den Lesern und Leserinnen dadurch viel expliziter einen Rahmen für einen moralischen Deutungshorizont des Vermögens.

Gleichzeitig durchziehen seinen Text zahlreiche Beispiele, die belegen, dass diese beschworene Zurückhaltung fast das einzige sei, was die »deutschen Reichen« als Gruppe eine. Denn auch wenn Brügge in seinen Artikeln wiederholt von »den Reichen« spricht, treten vielmehr die Unterschiede der oft pauschal postulierten Gruppe (absichtlich) hervor. Auch er zählte wie bereits die *Stern*-Serie in redundanter Manier einzelne oberflächliche Gemeinsamkeiten auf, zeigte gar ein ganzes Gewerbe für Reichtum – vom Planer für Events und Feste bis hin zu Schulen für Butler und Hauspersonal. Den Besitz von Villen, Autos, den Hang zum eigenen Flugzeug und ähnlichen Freizeitbeschäftigungen rahmte er, wie bereits der Journalist Elten, durch »sparsame« Gegenbilder. In der Darstellung dieser ähnlichen Ausgangsvoraussetzungen zeigten sich jedoch gerade die feinen Unterschiede und Distinktionen innerhalb der Gruppe. Hatten Elten und die Journalisten vom *Stern* die individuellen, aber ähnlichen Lebensgeschichten zu einer Geschichte der Sozialfigur im Generellen zusammengefasst, zeigen Brüggés Darstellungen der Sozialfigur die zahlreichen Schattierungen (und feinen Unterschiede) innerhalb der Oberschicht, auch wenn er sie selber summarisch als »eingespielte(n) Kreis«<sup>101</sup> benannte.

#### 4. Ausblick

Reichtum zeigt man nicht – dieser Ausspruch ist im öffentlichen Reden über deutschen Reichtum allgegenwärtig. Nach Wiederaufbau und Wirtschaftswunder erhielt er aber eine besondere Bedeutung. Die 1960er Jahre kennzeichnen dabei einen Wandel in der Legitimität von Reichtum. Gerade Mitte des Jahrzehnts, als erste Risse im Wirtschaftswunder auftraten, rückten die Reichen als Sozialfigur in den Fokus der Öffentlichkeit. Während sich Politik und Statistik in der Vermessung von Vermögen in der Bundesrepublik zunächst auffallend zurückhielten, waren es andere Akteure, die den »Schleier« über dem deutschen Wohlstand lüften wollten. Dieser über verschiedene Akteursgruppen hinweggreifende Wille nach mehr Transparenz erhöhte den politischen Handlungsbedarf zum Ende des Jahrzehnts und unterstützte, so ist anzunehmen, die Neuausrichtung der Sozialpolitik und Änderungen innerhalb der steuerstatistischen Gesetze.

Nicht nur Autoren und Autorinnen von wissenschaftlichen Studien und populärwissenschaftlich ausgerichteten Büchern, sondern ebenso die Mitglieder von Gewerkschaften, Kirchen und Massenmedien waren wichtige Akteure in dieser gesellschaftlichen Debatte und kritisierten den Umgang mit Reichtum in Politik und Statistik. Dabei rangen alle um eine genaue Definition ihres Gegenstandes. Die Unsichtbarkeit und Unfassbarkeit des Sozialphänomens wurde zur Herausforderung, gerade weil alle Akteure, wenn auch in unterschiedlicher Weise, eine Rolle als »Enthüller« beanspruchten. Während die wissenschaftlichen Studien mit genauen Zahlenanalysen Licht ins Dunkel bringen wollten, taten dies die populärwissenschaftlichen Bücher mit intimen Details über die Oberschicht. Die Massenmedien bedienten

101 Peter Brügge, Die Reichen in Deutschland, 2. Fortsetzung, Der Spiegel, Nr. 39, 19.9.1966, S. 95–109, hier S. 96.

sich beider Techniken, waren aber ebenfalls mit dem Vorwurf konfrontiert, der Intransparenz von Reichtum kaum Herr zu werden.

70 Deutlich wird, dass die Massenmedien in der Tat nicht nur als Spieler in einer zunehmend kritischen Öffentlichkeit verstanden werden können. Gerade anhand der Serie »Die jungen Millionäre« im *Stern* zeigt sich, dass sie den Reichen eine zentrale Plattform zur Inszenierung boten. Hier durften sich die Millionäre selbst strategisch präsentieren, und sie bestätigten in ihrer Darstellung das Prinzip der Leistungsgesellschaft, welches die Akteure der Wissenschaft zur selben Zeit zu widerlegen versuchten. Bescheidenheit hatte in den Medienberichten die Funktion, erstens eine soziale Distanz zum Publikum zu verringern, zweitens einen Beleg für das Vorhandensein einer in ihren Ungleichheitsstrukturen abgemilderten »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« zu liefern, und drittens das Vermögen Reicher stärker zu legitimieren. Dies gelang, indem der Weg zum Reichtum zum einen stets in enger Kopplung mit Arbeit und Leistung erzählt wurde, und indem diese Leistung zum anderen stets durch das Wechselspiel von Zeigen und Verbergen von Luxus symbolisiert wurde. Dialektische Gegenbilder dominierten folglich die Erzählungen über die bundesrepublikanische Oberschicht. In der *Spiegel*-Serie von Peter Brügge hingegen fungierte die Bescheidenheit zwar als einendes Charakteristikum der Gruppe der Reichen, wurde aber hierbei nicht zwangsläufig positiv aufgeladen. Vielmehr interpretierte Brügge die deutsche Zurückhaltung als Inszenierung, als aufgesetztes Charakteristikum. Bescheidenheit legitimierte Reichtum hier keineswegs. Das Verbergen wurde vielmehr als gekonnte Strategie des Zeigens beschrieben, das erst die Hebel des Voyeurismus gezielt in Gang setze.

Das in den Medienberichten skizzierte Bild der sozialen Ordnung sagt einiges über die wechselnden Legitimitätsvorstellungen über Reichtum in der jungen Bundesrepublik aus. Die kritische Berichterstattung im *Spiegel* Ende 1966 deutete bereits den Umschwung in der Bewertung von Reichtum an, der sich zum Ende des Jahrzehnts noch weiter intensivieren sollte. Dazu trug zum einen die Veröffentlichung neuer Zahlen aus dem Krelle-Bericht bei, aber auch ein zunehmendes Empfinden sozialer Ungleichheit in der Gesellschaft. Im Spätsommer 1971 suchten schließlich 59 Prozent der Befragten aus einer Anzahl von Karten des Instituts für Demoskopie über die »heutigen Verhältnisse« in der Bundesrepublik folgende Aussage heraus: »Die Reichen werden mühelos immer reicher, und die anderen kommen trotz aller Anstrengungen auf keinen grünen Zweig.«<sup>102</sup>

102 Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann (Hg.), *Jahrbuch der öffentlichen Meinung, 1968–1973*, Allensbach 1973, S. 349.